

BERENBERG



**Vicente Valero**  
**Krankenbesuche**

**FARMÁCIA**



**Vicente Valero**  
**Krankenbesuche**

**Aus dem Spanischen von Peter  
Kultzen**

**BERENBERG**

# Inhalt

Kapitel 1  
Kapitel 2  
Kapitel 3  
Kapitel 4  
Kapitel 5  
Kapitel 6  
Kapitel 7  
Kapitel 8  
Kapitel 9  
Kapitel 10  
Kapitel 11  
Kapitel 12  
Kapitel 13  
Kapitel 14

# 1

In einer meiner frühesten Erinnerungen sehe ich einen Mann mit Bart, der in einem Sessel am Ofen sitzt. Der Mann, über den ich sonst nichts sagen kann – weder, ob er alt oder jung ist, noch, wie er heißt, noch, wo er wohnt –, schweigt. An seiner Stelle sprechen drei, vielleicht auch zwei oder vier Frauen, die offenbar streiten, sich schreiend ins Wort fallen und sich einer anderen Frau verständlich machen wollen, die gerade eintrifft, mit mir, und die, ich erkenne sie wieder, meine Mutter ist. Laufen kann ich schon, natürlich, und so entferne ich mich auf einmal von der seltsamen Gruppe und steuere eine andere Ecke des unbekanntes Zimmers an, warum, weiß ich nicht, möglicherweise habe ich dort etwas gesehen – einen Gegenstand, eine Farbe –, was meine Aufmerksamkeit auf sich zieht, oder ich habe mich erschreckt. In diesem Augenblick höre ich auch, wie eine Vase mit lautem Knall auf dem Boden aufschlägt, woraufhin der aufgeregte kreischende Chor mich entsetzt ansieht. Das ist alles. Mindestens so weit zurück liegt eine Erinnerung, in der meine Mutter und ich eine sehr enge Treppe hinaufsteigen, so eng, dass wir nicht nebeneinander gehen können, weshalb ich, trotz ihrer Unterstützung nur mit Mühe, die Vorhut übernehme. Irgendwann erreichen wir eine Tür, die von einer mageren und sehr großen Frau geöffnet wird, die weinend meine Mutter umarmt, die ihrerseits schreit, allerdings vor Schmerz, wir treten aber gar nicht erst ein, sondern machen uns gleich wieder an den Abstieg, als hätten wir soeben ein überaus wichtiges Ereignis verpasst.

Um diese hilflos sich selbst überlassenen Erinnerungsbruchstücke zu verstehen – sage ich mir jetzt, soll heißen: während ich sie in meinem Heft festhalte –, sollte man sie vielleicht als die tiefste Schicht einer Ausgrabung betrachten, als dunkle, scharfkantige Reste einer alten Siedlung, deren vollständiger Grundriss sich nur mithilfe genauer Angaben über die dazugehörige Epoche – die dazugehörige verschwundene Zivilisation – und der Einbildungskraft rekonstruieren lässt. Oder man betrachtet sie als das Fundament, auf dem später, zu aufeinanderfolgenden Zeiten, andere Gebäude, andere Zimmer – mit anderen Vasen – und schließlich auch andere mehr oder weniger enge Treppen errichtet wurden, deren Ruinen einen wesentlich besser erhaltenen Eindruck machen. Außer diesen archäologischen Bruchstücken gibt es nichts als nackte Erde. Beziehungsweise, in unserem Fall, die Mutter, die wir damals begleiteten und die in den untersten sowie allen darüberliegenden Schichten deutlich auszumachen ist, wie sich ihr – irdisches und mütterliches – Gedächtnis dem unseren auch stets überlegen erweist: *Da waren wir doch auf Krankenbesuch, weißt du das nicht mehr?*

Diese Gewohnheit hatte sie von ihrer Mutter übernommen, oder anders gesagt: Von ihrer Mutter hatte sie nicht nur die Gewohnheit übernommen, Kranke zu besuchen, sondern auch die Kranken selbst, hinterließ meine Großmutter doch, als sie mit nicht einmal sechzig starb, also ohne im eigentlichen Sinne alt zu sein, eine stattliche Anzahl Frauen, mit denen sie zeitlebens befreundet gewesen war. Fast alle erfreuten sich damals bester Gesundheit, und meine Mutter besuchte sie von da an regelmäßig – ausnahmslos alle, wie mir scheint – und verwandelte sich auf diese Weise in ihre eigene Mutter, die

Freundin von deren Freundinnen. Sie erlebte mit, wie sie alt wurden – alle, und dazu ihre Männer, Geschwister und Eltern –, oftmals krank, und schließlich starben, und an all diesen Übergängen und den damit zusammenhängenden Zeremonien nahm sie getreulich teil. *Natürlich weiß ich das noch, na klar.* Vor allem weiß ich noch, wie gut gelaunt sie die Häuser der Kranken betrat und dass es ihr fast immer gelang, selbst diejenigen aus ihrer Erstarrung zu holen, die sich dem Leiden schon ganz ergeben hatten. So wahr es ist, dass sie auf diese Weise ihrer allzu früh verstorbenen Mutter die Treue hielt und die christliche Forderung nach Nächstenliebe und Barmherzigkeit erfüllte – zu deren sieben leiblichen Werken der Besuch der Kranken zählt –, muss auch gesagt werden, dass der Spaß am häuslichen Beisammensein hier ebenfalls eine Rolle spielte, fanden sich doch regelmäßig ganze Gruppen von Besuchern ein, die sich lachend unterhielten, aßen und tranken, und das wahrscheinlich mehr, als dem Kranken zuträglich war. Heute ist mir allerdings sehr wohl klar, dass die Besuche weniger diesem als seiner Familie galten, deren Bedürfnis nach Ausgelassenheit und lautstarkem Meinungsaustausch womöglich viel größer war. Krankheiten waren damals zumeist langwierige Angelegenheiten, anders gesagt, die Ärzte – die Ärzte jener Tage, redselige Raucher, die sich nicht so leicht aus der Ruhe bringen ließen und, das Köfferchen in der Hand, die Behausungen ihrer Patienten betraten wie Klempner, die man gerufen hat, um in Bad oder Küche einen eher harmlosen Schaden zu beheben –, die Ärzte also verordneten für gewöhnlich ausgiebige Bettruhe, oder, wieder anders gesagt, für Krankheiten galt damals das Gleiche wie für alle übrigen Lebensbereiche: Sie waren der Beschleunigung, von der die Dinge später erfasst wurden, noch nicht unterworfen. Rekonvaleszenz hieß also die mehr

oder weniger begeistert befolgte Parole - man nahm sich eine »Auszeit«, wie man heute sagen würde, gönnte, warm eingepackt, Körper und Geist eine ordentliche Ruhepause. Auf diese Weise krank zu sein schien mir damals weder gut noch schlecht - zumal die Patienten sich stets erholten, so dass wir sie Wochen oder auch Monate nach unseren Besuchen seelenruhig die Straße entlangspazieren sahen. Es bezeichnete, soweit ich begreifen konnte, einen selbstverständlich keineswegs beneidenswerten Zustand - der Anblick der großen Flaschen mit Hustensirup auf dem Ess- oder Nachttisch löste panischen Schrecken in mir aus -, in sozusagen gesellschaftlicher Hinsicht hatte dieser jedoch nicht ausschließlich unangenehme, ja, manchmal sogar durchaus angenehme Folgen. In jedem Fall nahmen nicht alle Kranken an diesen Zusammenkünften teil, manche hatten schlichtweg zu hohes Fieber, um in den Morgenmantel zu schlüpfen und sich im Wohnzimmer im Sessel niederzulassen. Davon abgesehen stellten sich häufig so viele Besucher ein, dass sie unmöglich alle im Zimmer des Kranken Platz gefunden hätten, mit der Folge, dass die eigentliche Hauptfigur, von den anderen vergessen, allein im Bett liegen blieb. Dieser Umstand wiederum erlaubte es mir, mich durch den Flur davonzustehlen und den einsamen Kranken von der Türschwelle aus heimlich zu beobachten. Eine schrecklichere Form der Einsamkeit hätte ich mir damals kaum vorstellen können. Wenn ich auf dem Heimweg meine Mutter danach befragte, erwiderte sie, für den Kranken sei es am besten so, er hätte an diesem Tage eigentlich gar keinen Besuch nötig gehabt, worauf ich mich fragte, warum sich dann so viele Leute zu ihm aufgemacht hatten.

Mein Vater war ein einzelgängerischer Mensch; dass er uns bei diesen Besuchen allzu häufig begleitete, war nicht zu

erwarten. Außerdem war er, wie ich später erfuhr, ein ausgesprochener Hypochonder. Meine fünf Jahre ältere Schwester taucht ebenfalls nur selten in diesen Erinnerungen auf. Als sie irgendwann aufsässig wurde und anfang, auf eigene Faust die Welt zu erkunden – auch darin war sie, zur Verwirrung meiner Eltern, erstaunlich frühreif –, verabschiedete sie sich bestimmt von derlei gemeinsamen Unternehmungen. (Ich erinnere mich allerdings noch genau, dass wir beide einmal den gesamten Schokoladenvorrat einer Familie auffutterten, bei der wir zu Besuch waren. Auch die Strafpredigt, die wir uns anschließend anhören mussten, habe ich nicht vergessen.) Die Lieblingsbeschäftigungen meines Vaters passten zu seinem zurückhaltenden und schüchternen Wesen: lesen, Schach spielen, lange spazieren gehen. Dass er an den Lieblingsvergnügungen meiner Mutter teilnahm, war gleichermaßen unwahrscheinlich: Sie ging für ihr Leben gern zu Fußballspielen, Stierkämpfen, in den Zirkus, zum Trabrennen oder zu Prozessionen. Dafür ließ mein Vater sich, so kam es mir wenigstens vor, bei der Rückkehr gern von unseren Eindrücken erzählen. Meine Mutter nahm mich zu alledem nicht nur mit, um mir eine Freude zu machen – den größten Spaß daran hatte sie selbst. Ja, als *ich* eines Tages erwachsen war, ging ich zu nichts dergleichen mehr, sie dagegen hörte erst auf, als ihr Fußballverein sich wegen Zahlungsunfähigkeit auflöste, die Stierkampfarena endgültig geschlossen wurde – offenbar gab es auf der Insel nicht genügend Stierkampfanhänger –, die Pferderennbahn in eine Diskothek umgewandelt wurde und die Zirkusse, die in regelmäßigen Abständen bei uns vorbeikamen, immer trauriger wurden, während die Flöhe dort immer mehr überhandnahmen. Immerhin gab es noch Prozessionen sowie verschiedene neue Festlichkeiten, für die sie sich rasch begeisterte. Ich glaube, ich habe die

jeweiligen Vorlieben meiner Eltern geerbt, die ja eigentlich nicht zusammenpassen, so dass mich stets das ausschweifende Gesellschaftsleben angezogen hat, andererseits die völlige Einsamkeit und Abgeschiedenheit, was zu einem so aufwühlenden wie erschöpfenden Zwiespalt geführt hat – sobald ich das eine habe, wünsche ich mir nichts so sehr wie sein Gegenteil. (Einen befriedigenden Mittelweg habe ich nie finden können.) Kinder denken für gewöhnlich nur sehr wenig oder gar nicht darüber nach, wie sie als Erwachsene leben werden, welches Erbteil sich bei der Ausbildung ihres Charakters durchsetzen wird, ob sie eher ihrem Vater oder ihrer Mutter ähneln werden, und trotzdem verkünden sie schon früh, welchen Beruf sie eines Tages ausüben wollen. Offensichtlich ist ihnen klar, dass das Erwachsenenleben, über das sie sonst nicht nachdenken, so oder so irgendwann beginnen wird. Ich hätte verschiedene Möglichkeiten gehabt, aber ich wollte nie Torero werden, und auch nicht Fußballer oder Dompteur. Die vielen Kranken, die wir damals besuchten, weckten vermutlich in mir die Berufung zum Arzt.